



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Westfälisches Dorfleben

Buse, Johannes

Paderborn, 1926

Der Meineidsbauer

urn:nbn:de:hbz:466:1-30935

Der Meineidsbauer.

„Steh hin — es geht zu Ende — auf den
Tisch geh.“

Wilhelm wendet sich zu den Frauen: „Ihr Jungs
habt das Pferd — jagt eher zum Posten und zum
Fischer. Habt wenn der Gaul fliegt, nur schnell!“

Im nächsten Augenblick liegt einer auf dem Bier
tische, dem Dorle zu:

Nach Verlaß einer halben Stunde tritt der
Pfarrer an den Schmiedentisch heran, um seine ebel-
willige Seele zu retten für die Seele in die Höhe zu
heben.

„Ihr Schmied, verzeiht mir die Unbilligkeit, die ich
hier begehe, und wenn es ein halbes Verbrechen ist.“

„Es geht zu Ende! — Keine Rettung, Herr
Pfarrer!“

„Ihr Schmied, verzeiht mir die Unbilligkeit, die ich
hier begehe, und wenn es ein halbes Verbrechen ist.“

Im vollen Gange steht die Wende auf die
schicksale Seite über. Die glückliche die vordere
den Erbauer des Hauses und nicht auch einen Sohn
auf das Gerüst, auf dem stehen ein Schmied
die Wende zum letzten Mal geschlossen hat: Ma-
brand der Schmied.

185

Nach langer, stockdunkler Nacht bricht endlich der neue Tag, der Sonntag an. Aber nur langsam kommt er herangekrochen, als ob er sich seines mürrischen Gesichts schämte. Sein Gewand ist trübe und grau, und sein Mantel, den er über das weite Thal gebreitet hat, ist gewoben aus dichtem, feuchtem Nebel, der jedwede Aussicht hindert und den Asthmatikern das Atmen beschwert. Just wie ein alter, verbitterter Griesgram schaut der junge Tag in die Welt. Selbst die Büsche und Bäume, denen die Novemberstürme das letzte dürre Laub von den Zweigen gerupft haben, stehen da wie frierende Kinder und strecken ihre kahlen Äste wie hilfeflehend in die neblige Luft. Ab und zu fallen schwere Tropfen aus den Baumkronen herab, als wären es Tränen, geweint um die so schnell vergangene Sommerherrlichkeit. Und rings tiefe Stille. Nur vom alten Kirchlein her tönt gedämpftes Orgelspiel und Singen, das leise, wie ein Engelsgruß, über das verträumt daliegende Dorf hinzieht. —

Die Frühmesse ist beendet. Ein schwarzer Menschenschwarm kommt den Kirchsteig herab, dann zerstreuen sich die Leute nach allen Richtungen hin, um eilenden Schrittes ihren Behausungen zuzustreben.

Fast als Letzter kommt der Heinrich Steins von der Kirche her. Langsam schreitet er dahin, ab und zu wirft er einen Blick zurück nach der offenen Kirchentür. Endlich tritt ein junges Mädchen aus dem Gotteshause. Ein Lächeln übersieht das Gesicht des jungen Mannes. An der Kirchhofsmauer, wo der Hohlweg zum Niederdorf führt, bleibt er stehen, die Herankommende zu erwarten.

„Guten Morgen, Gertrud,“ grüßt er das junge Mädchen. „Nun, hast du auch gut gebetet?“

„Heinrich, ich habe getan, was ich konnte, und da du hoffentlich auch das deine getan hast, wird der liebe Herrgott schon helfen.“

Langsam schreiten die zwei den Hohlweg hinab, der in grauem Nebel vor ihnen liegt.

„Wann willst du denn kommen, Heinrich?“ fragt das junge Mädchen dann.

„Ich denke, gleich nach dem Hochamt, so kurz vor Mittag.“

„Wird auch am richtigsten sein. Da triffst du den Vater am ehesten allein, nachher sind meist die Knechte da oder dieser oder jener.“

„Was meint denn die Mutter, Gertrud?“ Heinrich sucht im Gesicht seiner Begleiterin zu lesen.

„Der ist's ganz recht, Heinrich; ich wollte, der Vater wäre auch wie die Mutter, dann brauchten wir nichts zu fürchten.“

„Wird schon alles gut werden, Gertrud, glaub's nur. — Ist ja wohl etwas eigen, der Vater, aber er wird doch nichts gegen mich haben können.“

„Mag's kommen, wie es will. Mein Wort hast du, Heinrich, und auf mich kannst du zählen.“

Nach herzlichem Händedruck verabschieden sich die jungen Leute.

Während Gertrud Lubbe ihrem elterlichen Gehöft, dem Zehnthof, zuwandert, schreitet Heinrich Steins seiner am andern Dorfsende gelegenen kleinen Besizung zu. Ein kalter Wind erhebt sich und bläst in die Nebelschwaden, daß sie wie zerrissene Fetzen dahinjagen. Dem Heinrich ist's nicht kalt, wie er so gedankenvoll dahingeht; nein, warm ist's ihm, und wärmer wird's ihm noch bei dem Gedanken an den Gang, den er vorhat.

Ist ja auch gerade nichts Leichtes und Angenehmes, als geringer Rötter, der nur ein Häuschen und ein paar Morgen Land sein eigen nennt, hinzutreten vor den reichen und als Geizhals verschrienen Bauer Konrad Lubbe, um von ihm seine Tochter als Weib zu begehren. Lieber tät' er schon mit bloßen Füßen eine Wallfahrt nach Verne machen zur Mutter Gottes. Aber sein muß es doch einmal, geschenkt wird ihm der Gang nicht, oder er müßte schon auf die Gertrud verzichten. . . . Aber verzichten, wo sie so ganz einig, wo sie ein Herz und eine Seele sind? Da könnte doch schon eher das weite Himmelsgewölbe herunter-

fallen . . . Und soll es denn sein, weshalb da noch länger warten? Schulden hat er nicht. Was er besitzt, ist sein eigen. Und der Mutter ist eine Hilfe im Hause wohl zu gönnen; das Asthma macht ihr viel zu schaffen. Und der Gertrud ist's recht so und deren Mutter auch. Aber der Vater, der Bauer, weiß noch nicht drum. Die Bäuerin wie auch die Tochter haben noch nicht den Mut gehabt, es ihm beizubringen. Da will und muß er es denn heute wagen . . . Haben sie zwei, die Gertrud und er, ja ihre Wünsche und Bitten in inständigem Gebet dem lieben Herrgott vortragen, da wird der schon alles zu einem rechten Ende führen . . .

Als die Kirchgänger vom Hochamt zurückkommen, geht Heinrich Steins dem Zehnthofe zu. Die Gertrud steht in der Thür und wartet bereits auf ihn.

„Da bist du ja,“ lacht sie, „hab' nur gute Hoffnung. Im übrigen weißt du ja, was ich gesagt habe.“

„Wo ist der Vater? Ist er allein?“ fragt Heinrich leise.

„Ganz allein ist er in der Stube. Geh nur hinein.“ —

Konrad Lubbe, der Bauer vom Zehnthof, ein gesetzter Mann von mittlerer Größe mit rotem, bartlosem Gesicht, aus dem zwei kleine stahlgraue Augen hart in die Welt gucken, sitzt in seinem lederbezogenen Armfessel hinterm Ofen, als der Heinrich Steins ins Zimmer tritt.

156 „Morgen, Heinrich! — Das ist recht, daß du dich auch mal sehen läßt. Setz dich hin, Junge. Wie geht es denn der Mutter?“

Der junge Mann zieht sich einen Stuhl heran und setzt sich dem Bauer gegenüber.

„Die Mutter hat ja viel zu leiden von dem Asthma. Das nimmt sie recht mit.“

Der Bauer nickt mit dem Kopfe. „Ja, ja! Das beste ist's, Heinrich, du siehst dich nach einer tüchtigen Frau um, dann ist dir geholfen und deiner Mutter auch. Alt genug bist du ja, und dein Werkchen hast du ja auch ganz gut im Stande.“

Dem Heinrich wird's fast schwindlig vor Glück und Freude . . . Hat er schon so große Angst gehabt, und nun kommt ihm der Bauer auf halbem Wege entgegen . . . Ob die Gertrud oder deren Mutter doch schon vorgearbeitet haben?

„Ist schon wahr, was Ihr sagt, Lubbe; bin auch schon zu der Einsicht gekommen, und die Mutter meint's auch so. Hab' mir auch schon eine ausgesucht und bin mit ihr ganz einig. Da bin ich nun heraufgekommen zu Euch . . .“

„Ganz recht, Heinrich, daß du zu mir gekommen bist,“ unterbricht ihn der Bauer, „kann's mir ja denken: wenn du heiraten willst, mußt du erst noch Geld haben.“

„Lubbe, Geld haben?!“

„Gewiß, Heiraten kostet immer was,“ fällt der Bauer wieder ein. „Sag's nur, wieviel willst du haben, 100, 200, 300?“

Heinrich ist aufgestanden. Der Schweiß tritt ihm auf die Stirn. Vorbei ist's mit einem Male mit all seiner Freude und Hoffnung. Das also meint der Lubbe, ein Kapital will er ihm leihen.

„Nein, Lubbe, Geld habe ich nicht nötig. Deshalb bin ich nicht gekommen.“

„Nicht, Heinrich?“ lautet die erstaunte Frage.

„Nein, Geld will ich nicht. Aber um was anderes möchte ich Euch bitten, Lubbe, um Eure Gertrud. — Die möchte ich zur Frau, und ich bitte Euch, sagt Ja und Amen dazu.“

Nun richtet sich Lubbe auf. Mit etwas vorgebeugtem Körper blickt er dem jungen Manne kalt und ernst in die Augen.

„Unsere Gertrud, Heinrich, die möchtest du zur Frau?“ Ein höhnisches Lachen gellt durch das Zimmer. „Die möchte mancher zur Frau, aber . . . Wie kommst du nur dazu, Junge?“

Der Heinrich hält dem harten Blick stand; mit fester Stimme erwidert er: „Weil wir, die Gertrud und ich, uns einig sind, weil wir glücklich zu werden hoffen.“

„Also einig seid ihr schon? Das ist ja nett. Also so hinter dem Rücken des Vaters zusammengesponnen. Aber ich hab' da auch wohl noch ein Wörtchen mit-

zureden, nicht wahr? — Bist ein ganz braver Kerl, Heinrich, und ich habe immer gute Stücke auf dich gehalten, aber als Schwiegersohn . . . das mußt du selbst einsehen. . . . Hab' nur den Jungen und das Mädchen, und was zum Zehnthof gehört, weißt du ja auch wohl. Da wirst du mich schon verstehen . . . Art muß bei Art bleiben, das ist mein Urteil."

Zornig blickt Heinrich auf den Mann, bei dem nichts anderes Wert hat als Geld, Reichtum.

"Also, nur weil ich kein Bauer, wie Ihr, weil ich in Euren Augen nur ein armer Deubel bin, verweigert Ihr mir die Gertrud, Lubbe?"

"Ich hab's dir schon gesagt, und du weißt nun Bescheid. — Mehr will ich von der ganzen Geschichte nicht wissen."

Heinrich Steins wendet sich zur Tür. Er hat Mühe, seinen Zorn zu beherrschen, es grollt ihm in der Brust und würgt ihm in der Kehle. „Lubbe," sagt er endlich mit zitternder Stimme, indem er die Hand auf den Türöffner legt, „eines sage ich Euch noch, ehe ich gehe: Himmelschreiend ist's, daß Ihr das Glück Eurer Tochter Eurer Habsucht unterordnet. Aber die Gertrud und mich werdet Ihr nicht trennen. — Nun wißt auch Ihr Bescheid!"

Damit geht er hinaus, und hinter ihm her schallt das Hohnlachen des Bauern.

Die Gertrud steht mit rotem Gesicht und tränenvollen Augen an der Haustür. Sie ergreift Heinrichs

Hand und hält sie fest umschlossen. „Alles hab' ich gehört, Heinrich, alles. Halt nur den Kopf hoch, noch ist nicht aller Tage Abend.“

„Das hätt' ich doch nicht erwartet, Gertrud,“ spricht er bitter.

Die drückt die Hand vor die Augen, um die hervorquellenden Tränen zu verbergen. „Der Vater, der Vater,“ stöhnt sie; dann hebt sie den Kopf und blickt den Heinrich mit ihren feuchten Augen groß an. „Mir wirst du ja nicht böse drum sein?“

„Nein, Gertrud, dir nicht!“

„Mir tut's ja auch gerade so weh wie dir. Aber bleibe nur fest in deinem Vorhaben, auf mich kannst du dich verlassen. Da wird der liebe Herrgott auch helfen, und es müßt' gar sonderbar sein, wenn es da nicht kommen sollte, wie wir es wollen und wünschen.“

Eine Antwort kann der Heinrich nicht finden auf die tröstenden Worte seiner Erwählten, aber recht tief und innig blickt er ihr in die feuchten Augen, dann nimmt er ihre Rechte, hält sie ein Weilchen mit festem Druck umspannt und geht ohne ein Wort dahin.

Die Gertrud steht noch immer an der Stelle, wo sie der Heinrich verlassen. In tiefem Sinnen starren ihre Augen in die Weite, während in ihrer Brust der Schmerz nagt und wühlt. Da ruft der Vater ihren Namen. Mit einem schweren Seufzer geht sie müden Schrittes dahin.

Kalte und harte Worte fallen in der Stube zwischen Vater und Tochter, so daß endlich die Bäuerin ihr Dazwischentreten für nötig hält. Als das junge Mädchen nach einer Viertelstunde wieder aus dem Zimmer tritt, liegt ein fester Vorsatz, ein eiserner Entschluß in seinen sonst heiteren Zügen ausgedrückt.

Am Nachmittag geht der Konrad Lubbe ins Feld hinaus. Den Lodenrock bis unters Kinn geschlossen, die dicke Tuchmütze auf dem Kopf, in der Hand den schweren Eichenrückenstock, so schreitet er durch die Mulde dahin, seinen Äckern zu. Als er endlich dahinkommt, weiß er sich vor Staunen nicht zu fassen. Da stehn in langer Reihe, soweit er nur sehen kann, Stangen in den Boden gesteckt mit kleinen Fähnchen dran, die lustig in der Luft flattern. Er stützt sich mit beiden Händen auf seinen Stock und wendet die Augen hin und her.

Daher kommt also die neue Bahn. Da haben die Leute gestern wohl die Zeichen gesteckt. Aber zum Tollwerden ist's doch. . . . Hat er da den großen Plan, aber der wird nicht von der Bahnlinie berührt. . . . Nur die zwei Morgen, die er dem Anton Loges vor ein paar Wochen verkauft hat, liegen hart an der vorgesehenen Linie. . . . Grad zum Ärger ist's, den ganzen Tag schon, erst mit dem Steins und der Gertrud, und nun hier mit dem verkauften Boden. . . . Hätte das einer ahnen können, daß das Spiel so lief,

er hätte dem Loges die zwei Morgen nicht verkauft . . . und dazu noch so billig . . . halb geschenkt . . . Es war das ja nur ein gar schlecht Stück Land, und er ist vor Wochen froh gewesen, daß er das Eck los wurde. Aber nun wird der Loges hinten im Halse lachen, denn jetzt ist das Grundstück schier über Nacht auf das Doppelte, ja auf das Drei-, Vierfache seines Wertes gestiegen. . . .

Und wie der Lubbe so steht und sinnt, kommen ein paar Herren in langen Mänteln der Stangenlinie entlang durchs Feld gegangen. Ab und zu bleiben sie stehen. Dann reden sie lebhaft miteinander und deuten mit den Händen nach rechts und nach links. Und dicht bei ihm, auf dem Acker des Anton Loges, bleiben sie wieder stehen und reden und zeigen.

„Hier ist der Platz für die Haltestelle,“ spricht einer der Herren mit langem, dunklem Bart, „hier könnten die Stationsgebäude errichtet werden. Der Platz liegt wohl dem Dorfe am nächsten, und hier haben wir auch gleich die ins Dorf führende Landstraße, was ebenfalls berücksichtigt werden muß.“ Die anderen Herren der Kommission nickten und sprechen einige Worte des Beifalls, dann aber schreiten sie weiter, gefolgt von den erstaunten und starrblickenden Augen des Lubbe.

„Also hierhin der Bahnhof,“ murmelt der einsam dastehende Bauer, und in seinem Geiste sieht er schon die Züge fahren und die Gebäulichkeiten dastehen.

Und auf seinem Acker — nein, seiner ist's ja nicht mehr, dem Loges gehört er — erhebt sich eine Wirtschaft oder gar ein „Hotel zum Bahnhof“.

Als ob der Henker da die Hand im Spiele gehabt hätte, ihn zu äffen. . . . Da hätte er ein Geschäft machen können, wie seit langem nicht. . . . Doch nun ist's verkauft, aber zu billig, zu billig, viel zu billig. Das Doppelte müßte ihm der Loges jetzt zahlen, mindestens . . . Und den Kauf rückgängig machen? . . . Das tut der Loges nicht, so dumm wird er schon nicht sein. . . . Ihn in Abrede stellen? . . . Geht auch nicht, denn es sind Zeugen dabei gewesen. . . . Aber bezahlen soll der Loges doch noch einmal, und das muß er schon. . . . Ist doch ein Glück gewesen. . . . daß er dem Loges noch keine Quittung über die tausend Mark gegeben hat. Sonst wär's jetzt wieder nichts. Da hätte der Loges den Gewinn und er selbst das Nachsehen. Soll er also noch einmal zahlen. Sind dann zweitausend Mark. Ist auch noch billig genug. Heute würde er das Land überhaupt nicht verkaufen. . . . Ihn ja, so soll es sein. . . .

Der Bauer nickt und lacht zufrieden, dann setzt er seine Wanderung fort. Just, als er auf die Landstraße biegen will, trifft er mit dem Anton Loges zusammen.

„Tag, Lubbe,“ grüßt der und bleibt stehen. „Nun wird es ja wohl Ernst mit der Bahn. Wollt' mir mal die Geschichte ansehen.“

„Kannst wohl lachen, Loges. So ein Glück, so ein himmelhohes. Ein Wirtshaus oder ein Hotel kannst du auf das Land bauen und den Wirt spielen. Just am Bahnhof hast du dein Stück liegen.“

„So? Ich hab's schon gehört,“ lacht der Loges.

„Na ja, ist dir ja zu gönnen. — Kannst es mir ja sagen, wenn du das Geld beisammen hast, dann fahre ich mit dir zum Amtsgericht und lasse dir das Land auf.“

„Das Geld?“ fragt der Loges gedehnt. Das Lachen ist aus seinem Gesicht verschwunden. „Was für Geld?“

„Nun, das Kaufgeld, die tausend Mark.“

„Das Geld habt Ihr ja schon, Lubbe. Habe es Euch doch gleich ein paar Tage nach dem Kauf gebracht. Gerad' drei Wochen sind es heute.“

„Dann hätte ich dir das Grundstück doch auch aufgelassen.“

„Ihr hattet ja eben keine Zeit und sagtet, die anderen Tage müßtet Ihr sowieso aufs Gericht.“

„Unfinn, Loges, was du da sagst. Hast das wohl geträumt. — Das Geld bist du mir noch schuldig!“

Mit blassem Gesicht und weitaufgerissenen Augen starrt der Mann in das unbewegliche Antlitz des Bauern. „Nun macht doch keine Geschichten, Lubbe. Ihr könnt's doch nicht ableugnen, daß ich Euch die tausend Mark gab.“

„Weiß ich nichts von. Hast du eine Quittung?“

„Eine Quittung habt Ihr mir nicht gegeben, und ich habe auch gerade keine verlangt. Habe Euch für ehrlich angesehen, aber ich merke nun, daß es ein Fehler von mir war, ein großer Fehler.“

„Oho, Loges, nur nicht so; das nußt dir nichts. Entweder zahlst du mir die tausend Mark — ist sowieso billig genug — oder . . .“

„Nichts zahle ich Euch, Lubbe, keinen Heller und Pfennig, und das Land ist mein, habe die eine Hälfte bereits mit Roggen bestellt. Und wißt Ihr, was Ihr seid, wenn Ihr behauptet, Ihr hättet das Geld nicht gekriegt? Ein Betrüger, ein Gauner. . . . Wag'ts nur nicht, das Land zu betreten.“

„Genug ist's, Loges, wir sind fertig, wir zwei,“ spricht der Bauer mit lauter und harter Stimme. „Aber zahlen sollst du, und zahlst du nicht bald, so weißt du, wie ich das Geld kriege.“ Dann wendet er sich um und schreitet mit großen Schritten dem Dorfe zu.

Der Loges blickt dem Dahinschreitenden noch eine ganze Weile voll Grimm und Groll nach, dann geht er weiter. Wie er dann auf seinem Acker steht, steigt in seinem Herzen die Hoffnung auf das bevorstehende Glück auf, und alle seine gallige Wut über den Lubbe weht dahin. . . . Wird ja wohl nur ein Scherz gewesen sein von dem Bauer. Hat sich jedenfalls geärgert, daß gerade das ihm verkaufte Landstück an den geplanten Bahnhof zu liegen kommt, da hat

er sich halt etwas reiben müssen an ihm. Aber eine Lehre soll's ihm doch sein, nie wieder etwas ohne Quittung zu bezahlen. —

Am Abend sitzt Loges mit ein paar Freunden im Dorfkrug beim Kartenspiel. Da erzählt er das Erlebnis mit dem Lubbe. Die meisten lachen darüber und wissen nicht, was sie dazu sagen sollen. . . . Ist ja wohl ein Knauser, ein Geizhals, der Lubbe, aber daß er zweimal etwas bezahlt genommen hätte, hat man noch nicht gehört. . . . Der alte Müller aber macht ein bedenkliches Gesicht, zieht die Schultern hoch und meint: „Ist so 'ne Sache, Loges. Wenn du keine Quittung hast und hast keine Zeugen, die es gesehen haben, daß du bezahlt hast, nachher bist du der Dumme.“

„So? Ich dem nochmal bezahlen?“ entrüstet sich der Loges. „Keinen Pfennig; darauf kann er Gift nehmen!“ —

* * *

Einige Wochen später steht der Bauer vom Zehnthof vor einem grünbehangenen Tisch, auf dem ein großes Kreuzifix steht. Hinter dem Tische sitzen die Richter in langem schwarzen Salar. Und vor dem Kreuzbild hebt der Lubbe mit stets gleichem Gesicht die rechte Hand empor und beschwört bei Gott, dem Allmächtigen und Allwissenden, daß ihm der Loges die Rauffsumme von tausend Mark noch nicht gezahlt hat. . . .

Im Dorf hat es sich bald herumgesprochen, daß der Lubbe geschworen hat und der Loges zahlen muß. Man steckt die Köpfe zusammen und tuschelt über den Bauern, wagt aber nicht, ihm ein Wort über die Geschichte zu sagen oder zu fragen. Man beginnt ihn zu fürchten, denn wenn er einen Meineid schwor, ist er zu allem fähig. Und bevor man was sagt, was nicht durch Zeugen bewiesen werden kann, muß man sich schon bedenken. Also geht man ihm so weit wie möglich aus dem Wege. . . .

Etwa acht Tage nach der Gerichtsverhandlung trifft der Heinrich Steins mit der Gertrud Lubbe auf einem Feldweg dicht vor dem Dorf zusammen. Es ist in der Abenddämmerung. Ein lauer, feuchter Wind weht vom Westen her und treibt die Wolken wie Spielbälle dahin. Die beiden jungen Leute schreiten den Weg entlang, bis sie unter einer Tannengruppe haltmachen.

„Hast's denn auch schon gehört, Heinrich, was jetzt im Dorf über den Vater gemunkelt wird?“ fragt die Gertrud.

Der Heinrich sieht lange und bange in das in den letzten Wochen so wehmütig und müde scheinende Gesicht seiner Geliebten; dann nickt er stumm.

Da ergreift sie seine Rechte, hält sie mit beiden Händen fest umschlossen und blickt ihn mit ängstlicher und weher Miene an. „Was denkst du denn von dem Gerede? Der Wilhelm ist gar gleichgültig dabei,

aber der Mutter und mir drückt's fast das Herz ab. Davonlaufen möcht' man, soweit einen die Füße tragen. . . . Hältst auch du den Vater für schuldig?"

„Ach, Gertrud, weshalb der Gram? Alle wissen's, daß ihr schuldlos seid,“ sucht er die Gertrud zu beruhigen. „Weshalb sollen wir noch darüber reden?“

„Sag's nur frei heraus, Heinrich,“ dringt sie weiter in ihn, „von dir kann ich's wohl hören. Und du sagst mir doch die Wahrheit.“

„Gern sag' ich's dir nicht, Gertrud, aber da du so drängst . . . Ich glaube, daß der Vater Unrecht getan hat.“

„Also doch?“ klagt die Gertrud.

„Er mag's ja vergessen haben, aber es ist doch . . . Wirft wohl noch wissen, wie ich damals, es war, glaub' ich, der Sonntag vor Allerheiligen, mit dem Vater Abrechnung hielt. Als ich am Abend zum Vater ins Zimmer kam, nahm er gerade eine Summe Geld vom Tisch und schloß sie ein. Ich wunderte mich über das Geld und machte noch einen Scherz. „Ist für das Land, das ich dem Loges abgelassen habe,“ sagte der Vater. Ich hab' nie weiter darüber gesprochen und auch nicht weiter darüber nachgedacht. Erst in den letzten Tagen, als das Gerede so durchs Dorf lief, da ist's mir wieder eingefallen. Aber schweigen gegen jeden werde ich darüber deinetwegen, Gertrud. . . . Der Eid kann ja nicht ungeschehen gemacht werden, und der Vater würde bestraft, käme

ins Zuchthaus. Kann ihn wirklich nicht begreifen. Red' ihm du doch einmal ins Gewissen oder sag es der Mutter."

Müde schüttelt die Gertrud den Kopf und wischt die herabrollenden Tränen von den Wangen. „Es nützt nichts, Heinrich, darin läßt sich der Vater nicht raten und nichts sagen. Kennst ihn ja. Eine Sünd' ist's, und schämen muß man sich. . . .“

Da zieht der Heinrich die Weinende fest an sich, so daß ihr Schluchzen an seiner Brust erstickt. „Nein, du brauchst dich nicht schämen, Gertrud, du nicht; unschuldig bist du und die Mutter, und der Wilhelm auch, das wissen alle im Dorf. . . . Sei nicht so traurig. Denk', es ist eine Prüfung, die der liebe Herrgott geschickt hat. Und drückt's dich schwer, gern helfe ich dir tragen, heute und immer, mag kommen, was da will.“

Nun blickt die Gertrud mit nassen Augen zu ihm auf, so vertrauend, so dankbar, ja so glücklich inmitten des Wehes, wie ein hilfloses Kind ausblickt zu der Mutter. . . ., nein, wie es nur getröstete Liebe vermag. —

Es ist allmählich dunkel geworden, wie die beiden jungen Leute dahingehen ins Dorf. Die Straßen und Gassen liegen so friedlich, nur der Wind streicht durch die Bäume und um die Hausecken. Und bei dem Wandern und Gehen in der kühlen Luft beruhigen sich die Gemüther wieder, die das Leid verwundet hatte.

Am Eingang zum Zehnthof nimmt der Heinrich Abschied: „Also nicht mehr traurig sein, Gertrud, hörst du — mir zulieb. Stell alles dem lieben Herrgott anheim; wie er es für gut findet, so kommt es doch.“

Schweigend drückt sie ihm die Hand, dann flüstert sie noch: „Aber beten laß uns gemeinsam, Heinrich, beten für den Vater und beten um unser Glück. . . .“

Dann trennen sich die beiden. —

Die Nacht schreitet dahin und nimmt in ihre weichen Arme all die verschiedenartigen Menschenkinder, daß sie für einige Stunden all ihre Sorgen, ihr Leid und ihr Weh vergessen.

* * *

So ist der Februar ins Land gezogen. Über Dorf und Feld und Wald hat der Winter sein weißes Gewand gebreitet. Die Luft ist rein und klar. — Eine grimmige Kälte herrscht schon seit Tagen; der Schnee knirscht unter den Füßen, und an den Dächern hängen lange Eiszapfen. —

Mit zwei Gespannen sind sie in den Wald gefahren, die vom Zehnthof, der Sohn und die Knechte, um einige Buchenstämme heimzuholen. —

Das eine Fuhrwerk steht zum Abfahren bereit auf dem breiten Waldweg. Mit dem ist's gar schnell gegangen. Aber das andere Fuder erfordert mehr Mühe und Arbeit, denn dort ist's abhängig, und der Boden vom Frost glatt wie ein Spiegel. Der Wil-

helm Lubbe hat die Zügel in der Hand und treibt die Pferde an, während die Knechte in die Radspeichen greifen und nachzuhelfen suchen. Aber so sehr sich die Tiere auch abquälen und mit ihren Hufen den schneeigen Grund aufwühlen, der Wagen rührt sich nicht von der Stelle.

„Wollen die andern beiden mal mit vorhängen,“ befiehlt der Wilhelm, „sonst kommen wir nicht auf den Weg.“ — Der Großknecht geht auf den Waldweg, koppelt die Pferde vom Wagen und spannt sie vor die feststehende Fuhre. Noch einmal wird in die Räder gegriffen, noch einmal schwingt der Wilhelm unter lauten Zurufen die Peitsche, die Gäule legen sich in die Stränge, ein Ruck, da sind die Räder los. — „Hü, Hü!“ schreit der Wilhelm und trabt neben den vorangehenden Pferden an. Jetzt darf nicht eher haltgemacht werden als auf dem ebenen Wege, dann ist's gewonnen. Und die Pferde scheinen's zu wissen; mit aller Kraft arbeiten sie vorwärts; die Nüstern dampfen, und in den Radspeichen wirbelt der gestorene Schnee.

Schon liegt der Weg vor ihnen, da stolpert der Wilhelm, er stürzt, und ehe die Knechte herbeispringen können, ist das Gräßliche geschehen: das Hinterrad ist ihm über die Brust gegangen.

Nur einen kurzen, gellenden Schrei hat der Wilhelm ausgestoßen in den stillen, winterlichen Wald hinein, mehr nicht. Nun liegt er da, ruhig, ohne Be-

wegung, die Kleider blutbefleckt und Blutschaum vor dem Munde. Und hilflos und bebend vor Schrecken stehen die Knechte um ihn her. Als ob sie die Besinnung verloren hätten. — Ist ja auch zu schrecklich: der Wilhelm, soeben noch lebend und kraftstrotzend wie eine junge Eiche, nun tot und starr und vom Rade blutig zerrissen. —

Es ist schon Nacht, als die Knechte mit den Fuhren heimkehren auf den Zehnthof. Der Bauer hat schon mehrmals die Landstraße hinaufgeschaut bei dem so langen Ausbleiben. Etwas wie Sorge ist über ihn gekommen. Bei Schnee und Eis Holz holen aus dem Walde ist immer nicht ohne Gefahr. Gar leicht kann ein Rad brechen oder ein Gaul auf dem glatten Boden zu Schaden kommen. Als nun aber der Wilhelm als verstümmelte, blutende Leiche, in die Pferdedecke gehüllt, ins Haus getragen wird, da wird das Gesicht des Alten wie Stein. Ein Stöhnen entringt sich seiner Brust, so weh und klagend, wie der Todesschrei eines Hirsches; dann ballt er die Fäuste, die Augen rollen wild in den Höhlen, die Zähne knirschen. Und dann sinkt Konrad Lubbe gebrochen in seinen Lehnstuhl und stiert wie geistesabwesend vor sich hin.

Vorbei ist's nun mit einemmal mit all seiner Hoffnung, all seinem Stolz. . . . Hat er da den schönen, großen Hof, der sich stets von Vater auf Sohn vererbt hat . . ., und nur den Wilhelm, den einen Sohn,

der all seine Wünsche und hochtragenden Pläne erfüllen sollte, und nun liegt der da blutig und tot auf dem Bette. . . . Kann man's begreifen, so ein Unglück? . . . Hat's denn sein müssen, konnte es denn nicht einem andern passieren, einem Knecht? . . . Gerade ihm den Sohn zu nehmen, den einzigen! . . . Herrgott! so ein Unglück, einen so zu strafen! . . . Strafen!?! Wofür? Sind andere denn unschuldig? . . . Daß er mit den beiden Kindern so große Pläne vorhatte, daß er dem Loges . . . daß er falsch geschworen? . . . Herrgott, die Gedanken! Wie eine kleine Hölle sind die schon. . . .

Wie abgestumpft, mit stets gleichbleibendem, ehernem Gesicht, hört Konrad Lubbe das Weinen der Frau und Tochter, läßt er alles um sich geschehen, was so ein Unglücks- und Todesfall mit sich bringt, folgt er am dritten Tage der Leiche zu Grabe auf den verschneiten Friedhof. —

Im Dorf gibt der Unglücksfall wieder Stoff zu allerhand Rede. Mit der Bäuerin und der Gertrud hat man Mitleid; auch der verunglückte Sohn dauert die meisten, doch gibt es auch viele, die weisheitsvoll meinen: „Wer weiß, was der Herrgott im Sinne hatte, daß er ihn so holte. Wenn er später auch so geworden wäre wie der Alte oder leicht noch etwas besser, dann . . .“ Aber wohl nicht eine Stimme läßt sich hören, in der etwas Mitleid mit dem Bauer zu finden ist. „Wird wohl Gottes Strafe sein,“ ist

die allgemeine Rede, wenn das Gespräch auf die Begebenheit kommt.

Ob der Bauer selbst es auch als Gottes Strafe empfindet? — Ist wohl möglich. — Als die Beerdigung vorüber ist, geht ein seltsamer Wechsel in ihm vor. Das stets harte und kalte Gesicht nimmt einen anderen Ausdruck an, die stahlgrauen Augen blicken oft ängstlich, und um den Mund hat sich ein gar banger Zug gelegt. Die ganze Gestalt ist etwas gebeugt und der Gang schleppend geworden. Wie um Jahre ist der Bauer in diesen Tagen gealtert. — In der Dämmerung, wenn die Dorfstraße leer ist, schleicht er aus dem Hause, der Kirche zu. In einer der letzten Bänke setzt er sich hin und faltet die Hände, und nicht eher erhebt er sich, als bis der Küster kommt und mit dem Schlüsselbund rappelt. Dann geht er wieder heim.

Am vierten Tage nach der Beerdigung ruft er den Heinrich Steins zu sich ins Zimmer, der gerade am Hof vorübergeht. Verwundert tritt der ein. Der Bauer sitzt müde und gebrochen im Lehnstuhl.

„So ist's recht, Heinrich, daß du da bist,“ spricht der Lubbe und reicht dem Steins die Hand zum Gruß, „hab' ein Wort mit dir zu reden.“

„Mit mir zu reden?“

„Ja, ja! — Denkst du wohl noch des Tages, wo du hier standest und wegen der Gertrud mit mir sprachest? — Trag's mir nicht nach, Junge, jetzt denke ich anders über die Sache. Wenn du mit der Gertrud im reinen

bist, so macht's, wie ihr wollt; ich will euch nichts in den Weg legen. So, nun weißt du's!"

Dem Heinrich ist's, als ob das ganze Zimmer um ihn herum tanze. Soll denn auf einmal ein Wunder geschehen sein? „Ist das wirklich wahr, Lubbe, was Ihr da sagt?“

„Ja, ich mein' es so. . . .“

„Da darf ich die Gertrud hereinholen und es ihr sagen?“

Lubbe nickt und fährt sich mit der Hand über die Augen.

Nun stürmt der Heinrich, vor Glück und Freude fast bebend, in die Küche, wo die Gertrud mit der Mutter schafft. Nach ein paar Augenblicken kommt er wieder herein mit der Gertrud, und hinter den jungen Leuten tritt die Mutter ins Zimmer . . .

Ein neues Glück blüht nun inmitten der Schmerzen empor. . . .

Wie der Heinrich wieder fort ist und Lubbe sich allein im Zimmer sieht, rafft er sich auf und geht zum Schrank, wo er seine Schreibsachen aufbewahrt. Mit zitternder Hand schreibt er eine Quittung über tausend Mark für den Anton Loges, die er darauf wieder einschließt. Dann sinkt er wieder in seinen Sessel und sinnt und spinnt seine Gedanken, während der Wind die Schneeflocken an die Fenster wirft und die Nacht ihren Rundgang nimmt.

... Wenn das ungeschehen gemacht werden könnte mit dem Loges, wahrhaftig, er tät's. Aber geschehen ist's einmal. Wär' es das nicht, leicht lebte noch der Wilhelm, und die Qual und die Unruhe seit der Verhandlung vor Gericht hätte er nicht gehabt. . . . Muß auch verblendet gewesen sein, daß er so ein Unrecht getan. . . . Um tausend Mark! Als ob ihn die reich gemacht hätten. Darum der Meineid. Wie er nur dazu kommen konnte, jetzt weiß er's selber nicht. . . . Und wüßten es die am Gericht, leicht käme er noch ein paar Jahre ins Loch hinter Schloß und Riegel. . . . Herrgott, nur das nicht. . . . Soll ja nun alles wieder gutgemacht werden, soweit es geht. Der Loges soll nun seine Quittung haben, es kann ihm ja erst nachträglich wieder eingefallen sein, und wenn der Loges damit schweigt, mag es noch gut gehen. . . . Und der Heinrich Steins und die Gertrud haben nun auch ihren Willen. . . . Mag ihm der liebe Herrgott auch noch mal gnädig sein und die Schuld vergeben. —

Am andern Tage schneiden die Knechte mit der Göpelmachine Raufutter für das Vieh auf der Tenne. Nach dem Essen schießt der Großknecht den Viehjungen auf den Boden.

„Kannst noch was abwerfen.“

„Bleib nur unten“, spricht der Bauer, „ich muß selbst mal hinauf und sehen, wie's oben ist. Da will ich schon was herunterwerfen.“

Nun klettert er auch schon die Treppe hinauf, derweil die andern unten warten und plaudern. Bald fausen die Bunde durch die offene Luke auf die Tenne, und dann kommt mit den Bunden eine Gestalt, der Bauer, heruntergestürzt. Kreidebleich sind die Männer Zeugen des neuen Unglücks, und als sie nun schreien und rufen, kommen die Frauleute auch herbeigeeilt, gerade in dem Augenblick, als die Knechte den stöhnenden Hofbauer aufheben und ins Zimmer tragen.

„Schnell zum Doktor, schnell,“ befiehlt der Großknecht, während der Verunglückte ins Bett gehoben und vorsichtig und behutsam entkleidet wird.

„Eine Wunde ist nicht zu sehen; leicht, daß es gut gegangen,“ meint die Bäuerin.

„Weiß man nicht“, spricht der Großknecht, „aber es müßt' ein Wunder sein. Bedenkt nur mal die Höhe, das Gewicht und die harte Tenne. — Hätte schon gleich ganz tot sein können.“

„Vater, hast du Schmerzen?“ fragt die Gertrud liebevoll, indem sie sich über ihn beugt. — Da öffnet der Verunglückte die Augen zu einem kurzen Blick und versucht zu nicken. Dann beginnt wieder das wehe Stöhnen. —

Bald ist der Arzt da. Der macht ein bedenkliches Gesicht nach der Untersuchung.

„Der rechte Arm ist gebrochen, und anscheinend innere Verletzungen. Gut ist's, wenn auch der Pastor geholt wird.“

Aufs neue beginnen die Bäuerin und die Gertrud nun zu weinen, die scheinen den Kopf ganz verloren zu haben; da muß der Großknecht alles ordnen und auch Nachricht nach dem Pfarrer schicken.

Es währt nicht lange, da hört man ein feines Glöckchen. Der Pfarrer kommt, er hat die heiligen Sakramente gleich mitgebracht. . . . Nun wird alles still. Auch die Frauen suchen ihren Schmerz zu unterdrücken. . . . Eine Weile ist der Priester mit dem Kranken allein, der Arzt der Seele waltet seines heiligen Amtes, dann werden die Angehörigen wieder hereingerufen. . . . Der Bauer empfängt die Begehrung und die Letzte Ölung unter dem unterdrückten Weinen der am Boden Knienden. Noch einige Gebete, dann geht der Pfarrer wieder mit dem Versprechen, am andern Morgen gleich wiederzukommen. Ruhig liegt der mit seinem Heiland Versöhnte in den Kissen, auf dem Kopf und vor der Stirn kalte, nasse Tücher.

Nach einer Stunde erhebt Lubbe die Augen. Suchend gleiten sie über die Anwesenden: die Frau, die Gertrud, den Heinrich Steins und einige Nachbarn, die mehr aus Neugierde als aus Teilnahme herübergekommen sind.

„Der Loges?“ fragt der Kranke leise.

Die Bäuerin blickt die Tochter an. Die beiden mögen ahnen, was er will.

„Soll er kommen, Konrad?“ fragt die Frau, indem sie zärtlich seine Hand streichelt.

„Ja!“ hauchen die blassen Lippen.

Der Viehjunge wird nach dem Loges geschickt. Nach einer Viertelstunde ist der Verlangte im Zehnthof am Krankenbett des Bauern.

„Anton, ich hab' dich um Verzeihung zu bitten,“ spricht der Kranke mit flehendem Blick, indem er die linke Hand ausstreckt, „ich hab' dir Unrecht getan. . . . Eine Quittung hab ich dir geschrieben, die liegt im Schrank. Und für die Kosten wirst auch entschädigt. . . . Nichts bist du mir mehr schuldig. . . . Willst du, daß ich ruhig sterben kann, so vergib es mir, Anton!“

Der Loges hält des Bauern Linke mit beiden Händen umspannt. Eine Weile ringt er nach Worten. Erst hat er etwas wie Befriedigung empfunden, als er den Lubbe so daliegen sah, nun aber, wo er dessen Augen so bittend auf sich gerichtet sieht, wo er das Weh in den Zügen liest, da entweichen die galligen Gedanken, und es wird ihm weich und warm ums Herz.

„Seid ruhig, Lubbe! Von mir aus sei Euch alles vergeben. Aber ans Sterben sollt Ihr doch noch nicht denken.“

Der Kranke versucht mit geschlossenen Augen zu nicken: „Doch, doch. Meine Strafe ist's, daß ich falsch geschworen. — Den Arm, den ich vor Gericht erhoben habe, hat mir der liebe Herrgott zerbrochen.“

„Alles ist vergeben, Lubbe,“ sagt der Loges noch einmal, indem er sich über das Bett beugt, aber der Kranke gibt keine Antwort darauf. —

Gegen Abend wird Lubbe unruhiger. Stöhnend vor Schmerzen windet er sich in den Rissen, bis in der Nacht Bewußtlosigkeit seine Sinne und Nerven betäubt.

Als der Pfarrer am anderen Morgen wieder auf den stillen Hof kommt, ist das Ende nahegerückt. Unter den priesterlichen Gebeten tut der reumütige Sünder den letzten Atemzug.

Kurz vor Mittag schreitet ein Gendarm auf den Zehnthof zu. Er ist erstaunt über die verstörten Gesichter, die er sieht, und fragt nach dem Konrad Lubbe.

„Der ist in der Ewigkeit, Herr Wachtmeister, er ist vor zwei Stunden gestorben“, antwortet ihm die weinende Bäuerin.

„Nanu“, fragt der Beamte aufs höchste bestürzt, „ist das wahr, Frau Lubbe?“

„Er ist gestern nachmittag vom Boden auf die Tenne gestürzt und infolge der inneren Verletzungen gestorben. — Wollen Sie ihn sehen?“

Der Wachtmeister folgt der voranschreitenden Frau in das Sterbezimmer. Im nächsten Augenblick steht er erschüttert an der Leiche des Mannes, den er wegen Verdacht des Meineids verhaften sollte. Eine ganze Weile steht er da, den Helm in der Hand, endlich

wendet er sich wieder leise an die Bäuerin: „Mein herzlichstes Beileid, Frau Lubbe. — Hat er die Sacramente noch empfangen können?“

„Ja, Herr Wachtmeister, er hat noch gebeichtet und kommuniziert und hat auch die Letzte Ölung noch gekriegt.“

„Dann Gott sei Dank!“

Damit geht der Wachtmeister. Auf dem Hofe bleibt er noch einmal stehen, nimmt seine Briefftasche hervor und macht eine Bemerkung auf ein Schriftstück. „Da hat ihn der liebe Herrgott doch vor dem Zuchthaus bewahrt,“ murmelt er und setzt seine Füße weiter.

Wie ein Lauffeuer ist die Kunde von dem neuen Unglück auf dem Zehnthof und dem reumütigen Tode des Bauern durchs Dorf geflogen. Nun ist's vorbei mit allem Groll und allem Haß; gar manche Hand schließt sich zu einem Gebet für den Verstorbenen. Und als man den Toten an der Seite seines Sohnes zur letzten Ruhe bettet, da umstehen alle aus dem Dorfe, die eben haben abkommen können, die offene Gruft.

„Herr, gib ihm die ewige Ruhe . . . , laß ihn ruhen in Frieden. Amen!“

Dann gehen sie ernst und still wieder heim.

* * * * *

Sommer ist's geworden. Sonnenbrand liegt auf den Feldern, und aus dem reifenden Korn leuchtet der Mohn wie rote Feuerfunken.

An solch einem taufrischen, sonnenhellen Morgen knien der Heinrich Steins und die Gertrud Lubbe in der Dorfkirche vor dem Altare, um den Bund fürs Leben zu schließen. Die Dorfbewohner haben sich zahlreich zur Brautmesse eingefunden, doch gibt es nur eine stille, kleine Hochzeit auf dem Zehnthof, denn das Trauerjahr ist noch nicht einmal um. Die Brautleute hätten dieses wohl noch abgewartet, aber auf den Hof muß wieder eine regierende Männerhand. So wird der Heinrich Steins Bauer auf dem Zehnthof, und die besten Wünsche aller sind mit ihm. Seine alte Mutter hat mit hinauf müssen. Hat sich ja erst was gesträubt, aber dem Drängen der jungen Leute und auch der verwitweten Bäuerin hat sie am Ende doch nicht mehr widerstehen können.

Allabendlich gehen die beiden alten Frauen gemeinsam ins Dorf. Ein Viertelstündchen wohl weilen sie in der dämmerigen Dorfkirche, und wohl ebensolange beten sie auf dem Friedhof an einem ziemlich frischen Grabe. Dann trippeln sie wieder dem Zehnthof zu, und manches Auge blickt ihnen in bester Gefinnung nach.

Man freut sich im Dorfe allgemein über das gute Verhältnis, das auf dem Zehnthof herrscht, und hat über die unliebsamen Vorgänge im Winter längst den Mantel des Vergessens gebreitet.

* * *

Eine Reihe von Jahren ist seit jener Zeit dahingeflogen.

Mehrmals im Tage fahren jetzt die Züge am Dorf vorüber. Dem kleinen, ländlichen Bahnhofsgebäude gegenüber erhebt sich ein hübsches neues Haus; über der Tür liest man die Inschrift: „Gastwirtschaft von Anton Loges“. Nicht weit davon, an der Straße, ist ein gar schönes Steinkreuz errichtet, das trägt am Sockel die Bitte um ein Vaterunser für einen Verstorbenen. Gar oft kommen des Abends Kinder vom Zehnthof her und bringen Blumen vor das Kreuzifix, auch der Bauer und die Bäuerin kommen zuweilen zu ihm heraus. Die beiden alten Mütter ruhen schon ein paar Jahre im Schatten der Friedhofsklinde. Und die Fremden, die mit den Zügen vorbeifahren und das Kreuz sehen, grüßen wohl andächtig herüber oder machen auch wohl eine hämische Bemerkung über die „bigotten“ Leute. Was schadet's? Die Dorfbewohner wissen, wer das Kreuz gesetzt hat und weshalb es gesetzt ist . . . Und wir wissen es auch . . .

Eine kleine nun haben ich seit langer Zeit dahin
 aufbewahrt, damit sie den letzten Augenblick vor mir
 aufbewahren im Falle, falls sie die Hilfe an
 der Welt verliert. Dem kleinen ländlichen Waldhau
 gedachte, nachdem er sich ein hübsches neues Haus
 über der Erde hat, man die Geschichte, die Geschichte
 von einem Lohse, nicht weit davon an der Straße
 in ein gar schönes Steinhaus verzieht, das nicht nur
 Godel die Wille um ein Vaterhaus für ihren Vater
 hochzuheben, der all Sonntag des Abend's Kinder vom
 Gedulde der und bringen können der das Stück
 auch der Vater und die Mutter können zuhause zu
 ihm bringen. Die beiden alten Brüder haben schon
 ein ganz Jahre im Gebirge der Reichsstadt. Ich
 die Fremden die mit den Jahren vorbestehen und
 das Stück leben, stehen wohl anders, darüber aber
 machen auch noch eine ähnliche Bemerkung über die
 „Lohse's Zeit, das Lohse's, die Geschichte
 mit Wissen, der das Stück geht, hat und weshalb
 es nicht ist, das Stück wissen es und
 nicht in nicht nicht nicht nicht nicht nicht nicht
 den Namen
 das und nicht nicht nicht nicht nicht nicht nicht
 das und nicht nicht nicht nicht nicht nicht nicht
 das und nicht nicht nicht nicht nicht nicht nicht
 das und nicht nicht nicht nicht nicht nicht nicht
 das und nicht nicht nicht nicht nicht nicht nicht